

Igor Žunkovič

Das Frauenstudium im historischen, gesellschaftlichen, kulturellen, sozialen und nationalen Kontext der ausgehenden Habsburgermonarchie

Als im Studienjahr 1897/98 das Tor der Wiener Universität offiziell für Studentinnen¹ geöffnet wurde, waren unter den ersten Hörerinnen auch Sloweninnen.² Die meisten slowenischen Akademikerinnen am Anfang des 20. Jahrhunderts studierten in Wien, einige auch in Graz, Bern, Prag oder Zagreb (Agram). Ausgehend von der These des prominenten Professors und Rektors der Wiener Universität Hans Molisch (1856–1937), die er 1927 in der Festschrift zum 30-jährigen Jubiläum des Frauenstudiums in Wien erörterte, nämlich dass »die Zulassung der Frauen zum regelrechten Hochschulstudium [...] im Laufe der Zeit eine soziale Notwendigkeit geworden [war]«,³ werden in diesem Kontext vornehmlich die ersten slowenischen, akademisch gebildeten Frauen dargestellt. Um dieses Thema in den passenden kulturgeschichtlichen Kontext zu stellen, werden zunächst einige grundlegende Tatsachen, die für das weitere Verständnis von wesentlicher Bedeutung sind, umrissen, und zwar: Angaben zum Frauenstudium in der österreichisch-ungarischen Monarchie am Anfang des 20. Jahrhunderts, Hindernisse, die Frauen überwinden mussten, bevor sie überhaupt zum Studium zugelassen wurden, Vorurteile, weibliche Studierende betreffend, ein Einblick in die individuellen und studienbedingten Umstände der slowenischen Akademikerinnen und eine Übersicht der slowenischen Studentinnen an der Wiener Universität.

1 Erstmals wurden Frauen im Wintersemester 1897/98 an der Philosophischen Fakultät zugelassen, an der Medizinischen im Wintersemester 1900/01; bezüglich des Jurastudiums fielen die Schranken für Frauen allerdings erst im Sommersemester 1919.

2 Die Bezeichnung »slowenische Akademikerinnen« im Kontext der Wiener Studentinnen beruht auf der »Angabe der Muttersprache, die Studentinnen bei der Inskription anführten, die allerdings nicht immer ein verlässlicher Indikator der nationalen Zugehörigkeit ist« (ebd., S. 62.). So führt Cindrič u. a. die 19-jährige außerordentliche Studentin aus Krain (Ljubljana/Laibach) Julijana Zupančič an, die als Muttersprache Deutsch und nicht Slowenisch angab, und die erste ordentlich inskribierte Studentin aus Krain (Novo mesto/Neustadt), Flora Ogorek, die zunächst in Bern studierte und als Muttersprache Polnisch angab (vgl. ebd., S. 71).

3 Hans Molisch: Das Frauenstudium an der Universität. In: *Dreissig Jahre Frauenstudium in Österreich 1897 bis 1927: Festschrift*. Wien: Festausschuss anlässlich des dreissigjährigen Frauenstudiumjubiläums, 1927, S. 5.

Stand der Forschung

Die erste statistische Analyse, die sich mit den an allen Wiener Fakultäten (mit Ausnahme der Technischen Hochschule und der Kunstakademie) studierenden Frauen beschäftigt, wurde 1927 von Berta List-Ganser für die bereits erwähnte Festschrift angefertigt.⁴ Eine weitere, vertiefte Übersicht des Frauenstudiums in Wien von den Anfängen bis zu den 1990er Jahren wurde unter der Leitung von Waltraud Heindl und Marina Tichy erstellt, die die Ergebnisse ihrer Untersuchungen im Sammelband »*Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...*«: *Frauen an der Universität Wien (ab 1897)*⁵ veröffentlichten. Einen weiteren wichtigen Beitrag zur Geschichte des Frauenstudiums an österreichischen Universitäten stellt der Sammelband über das Frauenstudium an der Universität Graz mit dem Titel *Frauenstudium und Frauenkarrieren an der Universität Graz*⁶ dar. Von besonderer Bedeutung für unsere Ausführungen sind darin die Abhandlungen von Harald Heppner – *Studentinnen der Grazer Universität aus den slowenischen Ländern (1884–1914)*⁷ – und von Gabriele Stieber – *Die Studentinnen an der Universität Graz im Zeitraum 1914–1924*.⁸ Mithilfe der beiden genannten Studien kann man Daten über die Wiener und Grazer Studentinnen vergleichen und sich ein Bild vom Studium in Graz machen, wo u. a. im Jahr 1925 auch die in diesem Band besprochene Helena Stupan (1900–1992) zur ersten slowenischen Doktorin der Archäologie promoviert wurde. Schließlich setzte sich der Soziologe und Historiker Alojz Cindrič spezifisch mit den slowenischen Studentinnen auseinander; in seiner Untersuchung über slowenische Studenten in Wien erstellte er auch eine grundlegende statistische

4 Vgl. Berta List-Ganser: Überblick über die Entwicklung des akademischen Frauenstudiums in Österreich. In: *Dreissig Jahre Frauenstudium in Österreich*, S. 26–37. In dieser Festschrift finden sich auch weitere für diese Abhandlung wichtige Beiträge, die aus erster Hand von persönlichen Ansichten und vom gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Einfluss der Studentinnen auf einzelnen Forschungsgebieten zeugen, wobei interessant ist, dass – wie in der Fortsetzung hervorgehoben wird – nach drei Jahrzehnten des Frauenstudiums an der Wiener Alma Mater die Meinungen akademischer Autoritäten nicht einheitlich gewesen waren und die akademische Sphäre Ende der 1920er Jahre noch nicht ganz von Vorurteilen, die das Studium von Frauen betreffen, befreit war.

5 Vgl. Waltraud Heindl, Marina Tichy (Hg.): »*Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...*«: *Frauen an der Universität Wien (ab 1897)*. Wien: WUV Universitätsverlag, 1993.

6 Vgl. Alois Kernbauer, Karin Schmidlechner-Lienhart (Hg.): *Frauenstudium und Frauenkarrieren an der Universität Graz*. Graz: Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, 1996.

7 Vgl. Harald Heppner: *Studentinnen der Grazer Universität aus den slowenischen Ländern (1884–1914)*. In: Kernbauer, Schmidlechner-Lienhart (Hg.): *Frauenstudium und Frauenkarrieren an der Universität Graz*, S. 119–121.

8 Vgl. Gabriele Stieber: *Die Studentinnen an der Universität Graz im Zeitraum 1914–1924*. In: Kernbauer, Schmidlechner-Lienhart (Hg.): *Frauenstudium und Frauenkarrieren an der Universität Graz*, S. 122–127.

und demografische Analyse zu slowenischen Studentinnen in Wien zwischen den Jahren 1897 und 1918.⁹

Mädchenbildung und der »slowenische« Kontext

Das staatlich organisierte Massenschulwesen wurde mit der allgemeinen Schulpflicht durch Maria Theresia im Jahre 1774 eingeführt,¹⁰ die allen Kindern, sowohl Mädchen als auch Jungen, eine elementare Schulbildung ermöglichte; man lernte lesen, schreiben und rechnen, allerdings wurden die Kinder vor allem zu treuen Dienern der Kirche und zu folgsamen Untertanen erzogen.¹¹ Was die Bildung der Mädchen im Allgemeinen angeht, war sie auch außerhalb des institutionellen Rahmens möglich, jedoch nur unter besonderen Umständen. Eine private Bildung war an den Willen der Eltern, Verwandten, Hauslehrer und Gouvernanten¹² gebunden und, was noch wichtiger ist: Die Bereitschaft, die Bildung ihrer Töchter zu unterstützen, genügte nicht, denn diese hing immer von den finanziellen Möglichkeiten der Familie ab, also von ihrem sozialen Status; die dafür nötigen Ausgaben konnten nämlich meistens nur von der oberen Mittelschicht und vom Adel bestritten werden.¹³ Für eine Verbesserung der Mädchenbildung setzten sich hauptsächlich Frauen ein. Neben den Privatschulen beschlossen im konfessionellen Bereich vor allem die (Ordens-)Schwestern, darunter Benediktinerinnen, Dominikanerinnen, Klarissen, Ursulinen und Schulschwestern,¹⁴ sich extensiv um

9 Vgl. Cindrič: Študentke s Kranjske na dunajski univerzi (in: *Zgodovinski časopis*), S. 60–85; vgl. auch derselb.: Študentke s Kranjske na dunajski univerzi 1897–1918 [Studentinnen aus Krain an der Wiener Universität 1897–1918]. In: Vincenc Rajšp (Hg.): *Slovenski odnosi z Dunajem skozi čas [Slowenische Beziehungen mit Wien durch die Zeit]*. Dunaj/Wien: Slovenski znanstveni inštitut = Slowenisches Wissenschaftsinstitut; Ljubljana: Založba ZRC, ZRC SAZU: Inštitut za narodnostna vprašanja, 2013, S. 117–144.

10 Vgl. Eva Hollensteiner: *Frauen an Universitäten*. Wien: Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, 1990, S. 44.

11 Vgl. Klaus Frommelt: *Die Sprachenfrage im österreichischen Unterrichtswesen 1848–1859*. Graz, Köln: Böhlau, 1963. Der Elementarunterricht hatte in der Muttersprache zu erfolgen und es durften nur Lehrer eingesetzt werden, die sowohl der Landessprache als auch des Deutschen kundig waren. Je höher die Schulbildung allerdings wurde, desto »deutscher« wurde sie. Im Allgemeinen galt es: Slowenisch war Mittel der religiös-moralischen Erziehung der Landjugend in den Trivialschulen, Deutsch war die Sprache höherer Bildung in den Haupt- und Normalschulen in der Stadt (vgl. Tanja Žigon, Karin Almasy, Andrej Lovšin: *Vloga in pomen prevajanja učbenikov v 19. stoletju [Die Rolle und Bedeutung des Übersetzens von Schulbüchern im 19. Jahrhundert]*. Ljubljana: ZZFF, 2017, S. 24–50).

12 Vgl. Gertrud Simon: Vom ersten privaten »Mädchenlyzeum« zum Realgymnasium. In: Kernbauer, Schmidlechner-Lienhart (Hg.): *Frauenstudium und Frauenkarrieren an der Universität Graz*, S. 7–17, hier S. 8.

13 Vgl. ebd.

14 Vgl. Cindrič: Študentke s Kranjske na dunajski univerzi (in: *Slovenski odnosi z Dunajem*), S. 119.

die weibliche Ausbildung zu kümmern.¹⁵ Allerdings dauerte es noch lange, bis eine rechtliche Gleichberechtigung der Frauen in Schulbelangen festgelegt wurde und entsprechende Institutionen geschaffen wurden. Gertrud Simon macht beispielsweise auf die Restauration zur Zeit von Kaiser Franz I. (1805/1806) aufmerksam, der die Grundschulbildung von Mädchen auf drei Klassen beschränkte, und das nur in dem Fall, dass die Plätze nicht bereits durch Knaben besetzt wurden.¹⁶ Auch nach der Schulreform 1849, als statt der vorherigen sechsjährigen achtjährige Gymnasien gegründet wurden und die Matura den Abschluss der achtjährigen Schulausbildung und die Bedingung für den Besuch einer Universität darstellte, waren Frauen von dieser Bildungsreform ausgeschlossen. Dies veränderte sich erst mehr als ein halbes Jahrhundert später durch das Staatsgrundgesetz des Kaisers Franz Joseph 1867, wonach »vor Gesetz alle Staatsbürger gleich sind« und »es jedermann freisteht, seinen Beruf zu wählen und sich für den selben auszubilden, wie und wo er will«.¹⁷ Massive Forderungen der bürgerlichen Frauenbewegung bezüglich einer gleichberechtigten Erziehung beider Geschlechter führten Ende des 19. Jahrhunderts dazu, dass (höhere) Mädchenschulen errichtet wurden. Die Bildung der Mädchen stand von nun an nicht mehr im Hintergrund, sondern stellte ein gesellschaftliches Anliegen oberster Priorität dar. Bei allen Mädchenschulen handelte es sich um Privatinstitutionen; dazu gehörten u.a. Bildungsschulen gewerblicher Natur¹⁸ und Lehrerinnenbildungsanstalten, so genannte Mädchenlyzeen.¹⁹ Ab 1872 durften Mädchen an Gymnasien für Knaben als »Privatistinnen« bzw. »Externistinnen« zwar auch die Matura ablegen,²⁰ doch enthielt das Maturitätszeugnis keinen Zusatz »Reif zum Besuch einer

15 Vgl. Gertrud Simon: Mädchen- und Frauenbildung in Österreich zwischen 1774 und 1919 im Überblick. In: Ilse Brehmer, Gertrud Simon (Hg.): *Geschichte der Frauenbildung und Mädchenerziehung in Österreich*. Graz: Leykam, 1997, S. 178–188, hier S. 178 ff.

16 Vgl. Simon: Vom ersten privaten »Mädchenlyzeum« zum Realgymnasium, S. 9.

17 Ebd.

18 Die private höhere Bildungsschule (1872) des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins sowie das erste Mädchenlyzeum in Graz (1873) waren Vorbilder für weitere private Schulgründungen (vgl. Simon: Mädchen- und Frauenbildung in Österreich, S. 182–183).

19 1910 gab es in Zisleithanien 65 Mädchenlyzeen (zu 292 für Knaben). Davon befanden sich je eine in Graz, Klagenfurt, Ljubljana, Gorizia und zwei in Triest; eine in Triest wurde in italienischer, jene in Ljubljana in slowenischer und alle restlichen in deutscher Unterrichtssprache geführt (vgl. Helmut Rumppler und Martin Seger: *Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Band IX/2: Soziale Strukturen. Die Gesellschaft der Habsburgermonarchie im Kartenbild. Verwaltungs-, Sozial- und Infrastrukturen. Nach dem Zensus von 1910, IX/2*. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, 2010, S. 224).

20 Vgl. Cindrič: Študentke s Kranjske na dunajski univerzi (in: *Slovenski odnosi z Dunajem*), S. 120.

Universität«. ²¹ Die ersten Mädchengymnasien wurden in den 1890er Jahren gegründet. ²² Allerdings berechtigten diese Zeugnisse bis 1897 noch immer nicht zum Besuch einer Hochschule.

Alle Schülerinnen, die an der Philosophischen Fakultät als ordentliche Studentinnen studieren wollten, mussten also nach dem Abschluss des Lyzeums, Gymnasiums oder der Lehrerinnenbildungsanstalt noch eine Externistenreifeprüfung ablegen, da die Lyzeumsmatura nur die Inskription der Frauen als außerordentliche Studentinnen ermöglichte, während das Abschlusszeugnis der Lehrerinnenbildungsanstalt seit 1896/97 darüber hinaus auch noch »ein besonderes, nur sechssemestriges Lehramtsstudium mit einer abschließenden Lyzeallehramtsprüfung« ²³ ermöglichte.

In diesem Kontext ist festzustellen, dass die österreichisch-ungarische Monarchie bezüglich des Frauenstudiums im 19. Jahrhundert im Vergleich mit Universitäten in der Schweiz, in Deutschland, Italien und Skandinavien äußerst konservativ war. An der Universität Zürich konnten Frauen bereits ab 1864 studieren, in Bern, wo ein Jahr lang auch die erste slowenische Berufsschriftstellerin Zofka Kveder (1878–1926) studierte, seit 1868. Dem Trend, dass die Universitäten ihre Tore auch für Frauen öffneten, folgten andere europäische Universitäten, so noch in demselben Jahr französische, anschließend schwedische (1870), englische (1873), finnische (1875), dänische (1875), niederländische (1875), italienische (1876), belgische (1876), norwegische (1882), griechische (1890), schottische (1892) und türkische (1894). ²⁴

Auch nach dem Ersten Weltkrieg, als sich der Großteil der ehemaligen Kronländer mit slowenischer Bevölkerung zum neuen Staatsgebilde, dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (später Jugoslawien) zusammenschloss, änderte sich die Struktur des Schulsystems, das eine vierjährige allgemeine Grundschule sowie eine verzweigte sekundäre und tertiäre Hochschulbildung vorsah, im Wesentlichen nicht, den Frauen wurde jedoch das Tor zur höheren Bildung »sperangelweit« geöffnet. ²⁵

21 Hollensteiner: *Frauen an Universitäten*, S. 44.

22 Vgl. Waltraud Heindl: Zur Entwicklung des Frauenstudiums in Österreich. In: Heindl, Tichy (Hg.): »Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...«, S. 17–26, hier S. 23.

23 Simon: Vom ersten privaten »Mädchenlyzeum« zum Realgymnasium, S. 14.

24 Vgl. Cindrič: Študentke s Kranjske na dunajski univerzi (in: *Zgodovinski časopis*), S. 64.

25 Vgl. Aleš Gabrič: *Šolanje in znanje na Slovenskem v izzivu 20. stoletja [Schulwesen und Wissen in Slowenien vor der Herausforderung des 20. Jahrhunderts]*. Ljubljana: Pedagoški inštitut, 2009, S. 15.

Hartnäckigkeit von Vorurteilen

Die Gründe, die schließlich auch Frauen das Universitätsstudium ermöglichten, waren sicher humanistischer, ethischer und persönlicher Natur, doch die einleitend erwähnte Feststellung von Hans Molisch berücksichtigend, waren sie nicht entscheidend. Ausschlaggebend scheint der soziale Druck beziehungsweise das Bedürfnis, einem Teil von Bürgerfrauen das Überleben zu ermöglichen, gewesen zu sein. Es handelte sich dabei einerseits um Frauen, die nicht verheiratet waren und denen ihre Väter das materielle Überleben langfristig nicht gewährleisten konnten, und andererseits um Frauen, die gezwungen waren, durch ihre eigene Tätigkeit für den Familienunterhalt zu sorgen und zum Familienetat beizutragen. Die »Not der verarmten, berufslosen Bürgertochter verlangte nach einer Lösung«,²⁶ die jedoch der damaligen bürgerlichen Vorstellung von der Rolle der Frau als Ehefrau, Hausfrau und Mutter widersprach.²⁷ Vielen Frauen, die lange Jahrzehnte um das Recht zur öffentlich anerkannten Bildung kämpften bzw. ihre Wissensdurst nicht mehr alleine stillen konnten und wollten, kam diese soziale Situation letztendlich entgegen.

Wenn uns heute die Gleichberechtigung der Geschlechter bei der Immatrikulation an der Universität selbstverständlich erscheint, sollte hervorgehoben werden, dass der Widerstand gegen das Frauenstudium noch vor hundert Jahren, was im Kontext der Geschichte des Schulwesens eine verhältnismäßig kurze Zeit ist, außerordentlich stark war. Auf seine Weise ist es auch paradox, dass im 19. Jahrhundert, wie Tichy feststellt, viele bürgerliche Intellektuelle der Frauenbildung widersprachen:

26 Simon: Vom ersten privaten »Mädchenlyzeum« zum Realgymnasium, S. 9.

27 Ähnlich wie Molisch stellen das fast alle zeitgenössischen Forscher der Geschichte des Frauenstudiums fest, darunter Gertrud Simon (Vom ersten privaten »Mädchenlyzeum« zum Realgymnasium, S. 9), Waltraud Heindl (Zur Entwicklung des Frauenstudiums in Österreich, S. 20) und Marina Tichy (Die geschlechtliche Un-Ordnung. Facetten des Widerstands gegen das Frauenstudium von 1870 zur Jahrhundertwende. In: Heindl, Tichy (Hg.): »Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...«, S. 27–48, hier S. 27) sowie in Slowenien Alojz Cindrič (Študentke s Kranjske na dunajski univerzi (in: *Zgodovinski časopis*), S. 61). Des paradoxen Gegensatzes zwischen den stereotypen kulturellen Vorstellungen über die Rolle der bürgerlichen Frau und dem immer akuterem Bedürfnis nach ihrer Ausbildung und beruflichen Tätigkeit sowie des sozialen Kontextes dieses Gegensatzes waren sich auch die Initiatorinnen und Befürworterinnen des Frauenstudiums bereits im 19. Jahrhundert bewusst (vgl. Tichy: Die geschlechtliche Un-Ordnung, S. 28). Vom geschichtlichen Standpunkt gesehen ist es interessant, dass die unmittelbare Diskussionsanregung (die zunächst vom Akademischen Senat der Universität Wien negativ erwidert wurde) 1873 von russischen Studentinnen kam, die sich an der Wiener Universität zu inskribieren wünschten, nachdem sie wegen »angeblicher Verbindungen zu Anarchisten und Sozialisten« (Cindrič: Študentke s Kranjske na dunajski univerzi (in: *Zgodovinski časopis*), S. 64) aus Schweizer Universitäten ausgeschlossen wurden.

So wie der Adel an seinen ungerechtfertigten politischen und sozialen Vorrechten [...] festhält [...], so wehren sich die Bürgerlichen gegen den Zutritt der Frauen zu den besseren Erwerbsquellen. Nur der eine Unterschied besteht, daß der Adelige seine und seiner Kinder Interessen verfehlt, während der Bürgerliche gegen seine eigenen Töchter Partei ergreift.²⁸

Darum ist es aufschlussreicher, anstatt der Gründe für das Frauenstudium die Argumente darzulegen, die die Gegner des Frauenstudiums anführten, und zwar nicht nur bis zur Öffnung der Tore der einzelnen Fakultäten Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, sondern noch Jahrzehnte danach. In ihrer Darstellung des Frauenstudiums in Wien führt Heindl vier derartige Argumente an: 1) man müsse den Lehrstoff »dem Ohr [...] der Frauen« anpassen, 2) die Teilnahme beider Geschlechter »im Blütestadium der geschlechtlichen Entwicklung« in demselben Studienprozess könne Studien- und Moralprobleme schaffen, was neue »disziplinäre Anordnungen« erfordere, 3) eine derartige Anpassung würde in die Qualität des Studiums und in den »Wirkungskreis der Männer« eingreifen, und 4) die Universität habe zum Ziel, für Berufe auszubilden, die wegen der gesellschaftlichen Umstände damals nicht von Frauen ausgeübt werden konnten, etwa »Priester, Richter, Advokaten, Ärzte, Lehrer, Feldherrn, Krieger«, da »der Schwerpunkt der Leitung der Sozialen Ordnung noch in dem männlichen Geschlecht ruht.«²⁹ Abschließend stellt Heindl fest: »Vor allem die letzten Sätze legen die Wurzeln der Ablehnung bloß: die Universität war kein Feld der Allgemeinbildung, sondern Berufsbildung.«³⁰

Das Konzept des weiblichen Wesens bzw. der Weiblichkeit, an das die Argumente gegen das Frauenstudium anknüpfen, wurde u. a. von Eva Hollensteiner analysiert. Sie konnte anhand ihrer Forschungen eine Gruppe sogenannter »natürlicher Tugenden des Weibes« zusammenfassen. Dazu gehörten in der damaligen Zeit, wie sie konstatiert, Häuslichkeit, Keuschheit, Demut, Emsigkeit, Schönheit und Empathie. Dabei handelte es sich um zweierlei weibliche Eigenschaften: die negativen, die Frauen auf eine negative Weise im Verhältnis zu Männern bestimmen, und die positiven, die Frauen gemäß ihren eigenen Besonderheiten und Fähigkeiten definieren; zur ersten Gruppe rechnete man Häuslichkeit, Keuschheit und Demut und zur zweiten Emsigkeit, Schönheit und Empathie. Eine derartige

28 Tichy: Die geschlechtliche Un-Ordnung, S. 28.

29 Bei diesen Argumenten stützt sie sich auf Karl Lemayer und seine Publikation »Die Verwaltung der österreichischen Hochschulen von 1868–1877« (Wien, 1878, S. 97–98), vgl. Heindl: Zur Entwicklung des Frauenstudiums in Österreich, S. 19–20.

30 Ebd.; vgl. auch Hollensteiner: *Frauen an Universitäten*, S. 5–6.

Vorstellung von Weiblichkeit beruht auf der Überzeugung, dass Frauen schon physiologisch gesehen nicht so viele Fähigkeiten besitzen wie Männer, und zwar sowohl bezüglich ihrer physischen Konstitution als auch, was von entscheidender Bedeutung ist, bezüglich ihrer Gehirngröße.³¹ Tichy stellt ferner fest, dass die Überzeugung, Frauen hätten ein kleineres Gehirn und ihre Natur wäre deshalb »der kindlichen ähnlich«,³² eine wissenschaftliche Validierung durch die Untersuchung des deutschen Physiologen Theodor von Bishoff (1807–1882) erhielt, der durch das Abwiegen von Frauen- und Männergehirnen feststellte, dass Frauen im Durchschnitt ein leichteres Gehirn haben, woraus er auf deren intellektuelle Inferiorität schloss. Dass eine derartige Schlussfolgerung unberechtigt und solche »Wissenschaft« mangelhaft sei, wurde schon von zahlreichen Zeitgenossen Bishoffs, wie etwa den Medizinern Carl Bernhard Brühl (1820–1899) und Oskar Eberstaller (1851–1939), festgestellt. Da der angenommene Zusammenhang zwischen der Gehirngröße und den kognitiven Fähigkeiten offensichtlich sehr problematisch ist, entsteht gleichzeitig eine Argumentation, die spezifische physische Eigenschaften von Frauen und deren »Natur« verbindet, wobei man gemäß Marina Tichy eine klare Unterscheidung zwischen dem »natürlichen« weiblichen und dem »kulturellen« männlichen Prinzip beobachten kann. Sie zeigt, wie sich die Argumente gegen das Frauenstudium von der biologischen auf die psychologische und soziale Argumentationsebene verschoben haben. So machten die Gegner z. B. auf den weiblichen Menstruationszyklus aufmerksam, der »gewisse Pausen im Leben der Frauen« verursachen sollte, weswegen wenigstens zu diesen Zeiten Frauen »gemeinlich zu nervös« wären. Die Fortsetzung eines derartigen Gedankengangs ist die vom Psychiater und Neurologen Richard von Krafft-Ebing (1840–1902) vertretene These, dass Frauen zwar im Allgemeinen zum Studium fähig seien, jedoch wegen ihrer traditionellen Rolle in der Gesellschaft und wegen ihrer Zerbrechlichkeit in einem größeren Umfang dazu nicht imstande seien und es vielleicht erst nach einigen Jahrzehnten sein würden.³³ Von dieser These ist es nur ein Schritt zu der Schlussfolgerung, dass jene Frauen, die sich im Nachhinein als gute Studentinnen erweisen sollten, nur eine Art »Ausnahmen« seien, die die Regel bestätigen würden. Derartige Ansichten wurden auch vom Neurologen und Psychiater Paul Möbius (1853–1907) vertreten, dessen Überzeugungen Tichy als besonders kennzeichnende Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit um die Jahrhundertwende heraushebt.

31 Vgl. ebd.

32 Tichy: Die geschlechtliche Un-Ordnung, S. 30.

33 Vgl. ebd., S. 34–35.

Der gesunde Mensch ist ziemlich schlank und hoch gewachsen. Er hat wenig Fett und gute Muskeln. Er ist frei von Zeichen der Entartung [...] Der Mann ist größer, weniger fettreich und muskulöser als das Weib. Sein Kopf ist wesentlich größer und eckiger, sozusagen gegliederter. [...] Das Weib ist kleiner, schwächer, fetter als der Mann. Der Kopf mit den langen Haaren ist klein und rundlich.³⁴

Da in Einklang mit einer solchen Vorstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit beide auch kulturell bedingt sind, bekundet Möbius seine Befürchtung, dass durch den Eintritt der Frauen in die Universität Männer weibliche Attribute gewinnen würden (und nicht umgekehrt). Man sieht also, dass sich die weibliche Intellektualität allmählich »pathologisiert«.³⁵

Wenn die studierende Frau als Ausnahme und als etwas gesellschaftlich Pathologisches bezeichnet wird, liegt natürlich auch ihre psychologische Pathologisierung auf der Hand, die durch die damals populäre Psychoanalyse geschieht. Bei derartiger Auslegung der Motivation der weiblichen Studierenden hebt Tichy besonders die Arbeit des Wiener Arztes Fritz Wittels (1880–1950) hervor, der das Interesse von Frauen an Wissenschaft als hysterisch versteht: »Denn das hysterische Weib hat die geheimnisvolle Fähigkeit, seinen Sexualwillen vom Sexualziel abzuziehen und auf die Tätigkeit zu lenken, in die es sich gerade verrannt hat.«³⁶ Von seinem Standpunkt aus ist ein derartiger Frauenwunsch noch problematischer, wenn es sich um Medizinstudentinnen handelt. Dadurch tun nämlich Frauen zweierlei: Sie eignen sich Kenntnisse über die eigene Physiologie und Sexualität an und zudem gewinnen sie als Gegenstand des Studiums noch Kenntnisse über männliche Sexualität und männliche Physiologie. Beides widerspricht dem bürgerlichen Bild von Weiblichkeit und weiblicher Keuschheit. Darum interpretiert Tichy weibliche Keuschheit als sexuelle Unberührtheit, aber auch als intellektuelle Unwissenheit und sieht die eigentliche Ursache von Wittels' gegnerischer Einstellung gegenüber dem Frauenstudium in der daraus folgenden Änderung der Rolle des bürgerlichen Mannes. Die Universität ist zwar ein Ort der beruflichen Ausbildung, doch »die ›Alma Mater‹ ist zugleich auch jener magische Ort, der den bürgerlichen Jüngling aufnimmt, um ihn als Mann zu entlassen.«³⁷

34 Paul Julius Möbius: *Geschlecht und Entartung*. In: *Beiträge zur Lehre von den Geschlechts-Unterschieden*, Heft 2. Halle, 1903, S. 1–45, hier S. 4.

35 Tichy: *Die geschlechtliche Un-Ordnung*, S. 40.

36 Zitiert nach ebd., S. 41.

37 Ebd., S. 43.

Wie hartnäckig diese Vorurteile waren, sieht man auch an Beispielen von Intellektuellen beider Geschlechter, die zwar dem Frauenstudium wohlgesonnen waren, doch trotzdem im Grunde im Einklang mit der beschriebenen bürgerlichen Vorstellung von Weiblichkeit argumentierten. Paradigmatisch dafür ist der Aufsatz des Chirurgen Anton Eiselberg (18670–1939), den er 1927 zum dreißigjährigen Jubiläum des Frauenstudiums an der Philosophischen Fakultät der Wiener Universität verfasste. Darin schreibt er:

Wenn einmal bessere Zeiten kommen – und die Hoffnung wollen wir nicht aufgeben – wird wohl manche Frau, welche heute aus sozialen Gründen das Hochschulstudium ergreift, auf dasselbe verzichten und ihre von der Natur gegebene Stellung in der Familie, am häuslichen Herd, kurz überall dort wieder einnehmen, wo sie vermöge ihres angeborenen Altruismus unersetzlich ist.³⁸

Das obige Zitat zeigt, dass die Vorstellung über die von der Natur gegebene Stellung der Frauen noch drei Jahrzehnte nach dem Eintritt der Frauen in österreichische Universitäten in den Köpfen von einigen bedeutenden Intellektuellen sehr stark verwurzelt war. Andererseits sieht man auch, dass diese Vorurteile, die man heute für überwunden hält, nicht eines »natürlichen Todes« – also wegen der Stichhaltigkeit der Gegenargumente – gestorben sind, sondern dass es soziale und finanzielle Gründe gab, denen auch jene weichen mussten, die wie Eiselberg die naturgegebene Stellung der Frau am Herd sahen. Dass das »soziale« Argument für das Frauenstudium am überzeugendsten und auch entscheidend war, ist nicht zuletzt aus den Behauptungen einiger anderer Professoren in ihren Beiträgen für dieselbe Festschrift ersichtlich: Der Jurist Wenzel Gleispach (1876–1944) z. B. rät den Frauen ausdrücklich vom Jurastudium ab, um »sich so die Grundlage für eine Lebensstellung zu bereiten«,³⁹ denn die Konkurrenz auf diesem Gebiet sei bereits ohne Frauen sehr stark.

Und schließlich ist auch interessant zu beobachten, dass die Naturwissenschaftler, die ihre Beiträge für die Festschrift zum dreißigjährigen Jubiläum des Frauenstudiums an der Universität Wien geliefert haben, dem Studium der Frauen am wohlgesinntesten waren, so etwa Hans Molisch, ein berühmter Biologe und der damalige Rektor der Universität, der Hofrat Dr. Seidler, Rektor der Technischen Hochschule, oder Josef Bauer, Rektor der Hochschule für Bodenkultur. Auf der

38 Anton Eiselberg: Zum medizinischen Studium der Frauen. In: *Dreissig Jahre Frauenstudium*, S. 11–12, hier S. 12.

39 Wenzel Gleispach: Das Rechtsstudium der Frauen. In: *Dreissig Jahre Frauenstudium*, S. 9–11, hier S. 11.

anderen Seite waren die Geisteswissenschaftler gegenüber dem Frauenstudium nur tolerant, wenn es sich nicht um »ihre« Disziplinen handelte.⁴⁰

Was die Meinungen der Repräsentanten des Bürgertums und der kirchlichen Institutionen in slowenischen Gebieten gegenüber dem Frauenstudium betrifft, stellte bereits Cindrič fest, dass diese vorwiegend ablehnend waren. Im Blatt der slowenischen katholischen Schülerschaft *Zora* findet man einen Artikel, der das Frauenstudium ausdrücklich ablehnt, weil es die bürgerliche Auffassung der männlichen und weiblichen Natur negativ beeinflussen würde – es handelt sich um eine psychologische und gesellschaftspsychologische Argumentation gegen das Frauenstudium.⁴¹ Interessant ist auch der Kommentar zur Promotion von Gabriele Barbara Maria Possaner von Ehrenthal (1860–1940), der ersten promovierten Frau in der österreichisch-ungarischen Monarchie, ebenfalls in *Zora*, wo u.a. die Gelehrsamkeit und das Geschick der Kandidatin erwähnt werden, die abschließende Meinung des Artikelschreibers jedoch trotzdem negativ ist, weil ihm ein weiblicher Doktor der Medizin etwas Unnatürliches zu sein schien.⁴² Ähnlich, doch mit einer besonderen moralischen Betonung, die das Argument über die Pathologizität von Studentinnen assoziiert, behandelt dieses Thema auch der slowenische katholische Theologe, Bischof, Literat, Kulturkritiker und Redakteur Anton Mahnič, während liberalere slowenische Blätter (*Vesna*, *Omladina*) dem Frauenstudium und der Emanzipation mehr zugetan waren.⁴³

Neben den erwähnten Zeitungsartikeln, die für das damalige gesellschaftliche Klima bezeichnend sind, sind auch die einzelnen Aussagen der slowenischen Akademikerinnen, die in diesem Sammelband beschrieben sind, von Interesse. So antwortete Angela Piskernik (1886–1967) auf die Frage, was für sie der Dokortitel bedeutet habe: »Sehr viel. Wissen Sie, wie sich die Leute wundern. Sie sagten: Ein Bauernmädchen, seht es euch an, wie ist sie überhaupt dazu gekommen.«⁴⁴ Das Zitat pflichtet in gewisser Weise der oben analysierten allgemeinen Vorstellung bei, eine Frau als Studentin oder sogar Wissenschaftlerin

40 Diese Beobachtung ist wahrscheinlich eine zu sehr simplifizierte Verallgemeinerung, die einige Beiträge der Humanwissenschaftler vernachlässigt, so etwa den ermutigenden Artikel von Josef Müllner, Rektor der Akademie der bildenden Künste, und den Artikel des Grazer Juristen Gustav Hanausek, der im Gegensatz zu Gleispach das Jurastudium von Frauen fördert.

41 Vgl. *Zora*, Jg. II, 1896, Nr. 1, S. 32–33; vgl. auch Cindrič: Študentke s Kranjske na dunajski univerzi (in: *Zgodovinski časopis*), S. 70–71.

42 Vgl. *Zora*, Jg. II, 1896, Nr. 2, S. 67–68.

43 Vgl. Cindrič: Študentke s Kranjske na dunajski univerzi (in: *Zgodovinski časopis*), S. 70–71.

44 Beitrag von Stergar und Žunkovič in diesem Band, S. 57–86.

sei eigentlich eine Kuriosität, eine Besonderheit, die die Regel bestätigt. Melitta Pivec-Stelè (1894–1973) war sich des Weiteren dessen bewusst, dass die gesellschaftliche Rolle von Frauen anders als die Rolle von Männern behandelt wurde und dass man nicht von Gleichberechtigung sprechen konnte. Wie sich ihr Sohn erinnerte, »bemerkte sie öfters, dass es für eine Frau schwer sei, zwei Doktorgrade zu erhalten, und dass sie, weil sie eine Frau ist, benachteiligt sei, so dass es ihr manchmal schien, es wäre ganz egal, ob sie diese zwei Dokorate habe oder nicht.«⁴⁵ Der Schriftstellerin Ljudmila Poljanec (1874–1948) genehmigte man zwar an der Schule in Kapela, wo sie unterrichtete, einen Studienurlaub für einen Studienaufenthalt in Wien, man zeigte jedoch kein richtiges Verständnis für ihren Wunsch nach Weiterbildung. Sie schrieb an ihre Bekannte, die Schriftstellerin Ljudmila Prunk: »Vorerst habe ich einen einjährigen Studienurlaub, doch die Supplentin bezahle ich selbst. Ich werde versuchen, diese Zeit zu verlängern – weil mir das Studium wirklich Spaß macht.«⁴⁶ Milena Perušek (1893–1978) hielt ihre Bildung nach dem (zu) schnellen Abschluss ihrer Tätigkeit an der Landwirtschaftlichen Versuchs- und Kontrollstation vor der Öffentlichkeit verborgen, da die Einheimischen in Hrastje in Unterkrain, wo sie fast vier Jahrzehnte lebte, gar nicht wussten, dass sie einen Dokortitel hat und als Begründerin der slowenischen Phytomedizin gilt.⁴⁷ Ähnlich blieb auch das wissenschaftliche Werk Ana Šterba-Böhms (1885–1936), die als überhaupt erste Slowenin einen Dokortitel erlangte, nach dem Zweiten Weltkrieg⁴⁸ selbst in Fachkreisen gänzlich unbekannt.

Studentinnen aus den slowenischen Gebieten in Wien und einige Fallbeispiele

Vor der Gründung der Universität in Ljubljana studierten die meisten Sloweninnen an der Wiener Universität. Daher soll im Folgenden paradigmatisch die

45 Marija Milenković: Melitta Pivec-Stele (1894–1973). Zgodovinarica in bibliotekarka, ki je bila »srečna v svojem poklicu« [Melitta Pivec-Stele (1894–1973). Historikerin und Bibliothekarin, die »in ihrem Beruf glücklich war«]. In: Alenka Šelih et al. (Hg.): *Pozabljena polovica: portreti žensk 19. in 20. stoletja na Slovenskem [Die vergessene Hälfte: Frauenporträts des 19. und 20. Jahrhunderts in Slowenien]*. Ljubljana: Tuma, SAZU, 2007, S. 293–297, hier S. 295. Mehr auch im unveröffentlichten Interview mit France Stele vom 9. April 2004, das im Rahmen des Projekts »Die vergessene Hälfte« von Irena Selišnik aufgenommen wurde; vgl. auch den Beitrag von Žigon in diesem Band, S. 131–170.

46 Ljudmila Poljanec: Pismo Ljudmili Prunkovi, Dunaj, 10. november 1908 [Brief an Ljudmila Prunk, Wien, 10. November 1908]. Ms 1906 NUK Rz.

47 Vgl. den Beitrag von Maček und Kramberger in diesem Band, S. 87–105.

48 Vgl. den Beitrag von Perdih in diesem Band, S. 39–55.

Situation der weiblichen Studierenden in Wien erörtert werden, die sowohl das Geschlechterverhältnis an der Universität,⁴⁹ die Frage der Sprach- bzw. Nationalangehörigkeit als auch ihren sozialen Status umfasst. An der Universität Wien war das Studienjahr 1897/98 das erste Jahr, in dem sich ordentliche Studentinnen immatrikulieren konnten: An der Philosophischen Fakultät waren damals 37 Studentinnen (und 6775 Studenten) inskribiert, 1904/5 waren es 347 Studentinnen (und 7886 Studenten) und 1913/14 bereits 796 Studentinnen (und 9645 Studenten).⁵⁰ Diese allgemeinen Daten weisen auf ein Anwachsen der Studierendenzahlen hin, wobei die Anzahl von Studentinnen viel schneller wuchs als die Zahl ihrer männlichen Kollegen, was wegen des unterschiedlichen Ausgangspunktes zu erwarten war.

Wie aus der grundlegenden Studie von Alojz Cindrič ersichtlich, studierten zwischen 1897 und 1918 an der Wiener Universität 31 Studentinnen aus Krain, von denen 15 Slowenisch als ihre Muttersprache angaben.⁵¹ Aus den übrigen damaligen Kronländern mit slowenischer Bevölkerung gab es in dieser Zeit noch weitere 12 Studentinnen, die in den Inskriptionsblättern die slowenische Sprache als Muttersprache angaben.⁵² So gibt Heindl an, dass 1897 an der Philosophischen Fakultät eine Studentin (3,1 %) aus Krain und eine (3,1 %) aus Görz und Gradisca inskribiert waren,⁵³ doch stellte Cindrič fest, dass nur eine von den beiden »Slowenin« war, obwohl auch diese im Nationale nicht Slowenisch als Muttersprache angab.⁵⁴ Die Nationalitätszugehörigkeit wird in diesem Kontext als Bezeichnung für Studentinnen und Akademikerinnen

49 Frauen-Nationale werden im Archiv der Universität Wien, Philosophische Fakultät in gesonderten Büchern geführt.

50 Vgl. Renate Tuma: Studienwahl – Fächerwahl – Studienabschlüsse. In: Heindl, Tichy (Hg.): »Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...«, S. 79–92, hier S. 80.

51 Vgl. Cindrič: Studentke s Kranjske na dunajski univerzi (in: *Slovenski odnosi z Dunajem*), S. 130.

52 Vgl. ebd., S. 137.

53 Vgl. Waltraud Heindl: Das Nationalitätenproblem in der Donaumonarchie und die Veränderungen nach 1918. In: Heindl, Tichy (Hg.): »Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...«, S. 17–26, hier S. 114.

54 Sowohl Görz und Gradisca als auch Krain waren zwei Länder, in denen auch österreichisch-ungarische Staatsangehörige slowenischer Volkszugehörigkeit lebten, deshalb könnte man nur auf Grundlage des geografischen Maßstabs folgern, dass bereits im ersten Jahr der Öffnung der Wiener Universität für weibliche Studierende zwei slowenische Studentinnen inskribiert waren, was jedoch falsch wäre. Zugleich kann jedoch auch der lediglich sprachliche Maßstab – also die Angabe der Muttersprache – irreführend sein, da z. B. Julijana Zupančič als Muttersprache Deutsch angab, obwohl es bereits aus ihrem Vor- und Familiennamen hervorgeht, dass sie Slowenin war. Für eine wirklich verlässliche Behandlung der Volkszugehörigkeit von Studentinnen müsste man also beide Kriterien und die eventuellen Biografien der einzelnen Studentinnen, soweit sie vorhanden und zugänglich sind, berücksichtigen (vgl. Cindrič: Studentke s Kranjske na dunajski univerzi (in: *Zgodovinski časopis*), S. 71).

benutzt, die in ihren Inskriptionsblättern Slowenisch als Muttersprache angaben, wobei diese Klassifikation nicht vollkommen ist, da sich zu dieser Zeit die Muttersprache nicht zwangsläufig mit der angewendeten Sprache oder der Amtssprache deckte.

So berücksichtigt Cindič den geografischen Maßstab und überprüft zugleich auch die Muttersprache, wobei er feststellt, dass knapp weniger als die Hälfte der Studentinnen aus Krain (insgesamt 15) Slowenisch als Muttersprache angaben. Alle anderen – mit Ausnahme einer Studentin mit polnischer Muttersprache – gaben als Muttersprache Deutsch an. Besonders interessant ist dabei auch, dass – vom geografischen Standpunkt gesehen – die ersten slowenischen Studentinnen, die Slowenisch als Muttersprache angaben, aus der sog. »Peripherie« kamen, aus Kärnten und Triest. Daher war die Angabe von Slowenisch als Muttersprache in den Inskriptionsformularen (*Nationale*) wahrscheinlich auch zumindest teilweise ein politischer und mit Nationalbewusstsein verbundener Aspekt.⁵⁵ Erst 1928 wurde in der *Nationale* die besondere Kategorie »Volkszugehörigkeit« eingeführt,⁵⁶ doch nahm damals und in den 1930er Jahren die Anzahl von slowenischen Studentinnen an der Universität Wien aus unterschiedlichen Gründen stark ab.

Bis 1914 war die Muttersprache von mehr als 90 Prozent der Studentinnen der Philosophischen Fakultät und von allen Studentinnen der Medizinischen Fakultät Deutsch. Allerdings darf man zumindest für Studentinnen, die aus Gebieten kamen, wo Deutsch nicht die meist gesprochene Sprache war, etwa aus den slowenischen, kroatischen und auch ungarischen Gebieten, berechtigterweise annehmen, dass ihre Muttersprache Slowenisch oder Ungarisch war, obwohl sie dies im Inskriptionsformular nicht angaben.

Ähnliche Probleme wie bei der Bestimmung der Volkszugehörigkeit der Studentinnen hat man auch bei der Bestimmung von anderen Kriterien, insbesondere bei der Bestimmung der sozialen Herkunft der Studentinnen, denn es passierte vielmals, dass die Angaben frei erfunden wurden. So stellt Tichy etwa fest, dass die in den Inskriptionsformularen angegebenen Informationen auch

55 Heppner erklärt die Unterschiede zwischen dem geografischen und sprachlichen Kriterium noch durch andere Daten, worunter insbesondere die Feststellung überzeugend ist, dass Kinder von Beamten, die studierten, deutschsprachig waren (vgl. Heppner: Studentinnen der Grazer Universität aus den slowenischen Ländern, S. 120).

56 Vgl. Heindl: Das Nationalitätenproblem in der Donaumonarchie, S. 123.

wegen der »sprichwörtlichen ›Wiener Schlamperei‹⁵⁷ nicht immer verlässlich sind. Tichy hebt hervor, dass dies insbesondere für den Beruf des Vaters gilt, der oft absichtlich falsch angegeben wurde, besonders häufig »in späteren Semestern«.⁵⁸ Solche Angaben müsste man also durch andere Quellen überprüfen, was jedoch bei umfangreichen statistischen Studien (etwa der gesamten Studentinnenpopulation an der Wiener Universität bis zum Ersten Weltkrieg) nicht möglich ist.

Die Vertreterinnen der ersten Generation von Studentinnen aus slowenischen Gebieten kommen aus wohlhabenderen bürgerlichen und adeligen Familien, »Arbeiter- und Bauerntöchter gab es keine«.⁵⁹ Doch können auch diese genauen und individuell überprüften Daten irreführend sein, wenn es sich um Schicksale von einzelnen Studentinnen handelt. So stellt Bartol Pezdirc für Zofka Kveder – die allerdings in Bern und nicht in Wien studierte – fest, dass sie sich während ihres Studiums in Bern durch Schreiben finanzierte, was sie schließlich auch ganz von Studium abhielt.⁶⁰

Unter Berücksichtigung der erwähnten Bedenken lässt sich aufgrund der verfügbaren Daten die folgende Vergleichstabelle der Gesellschaftsschichtzugehörigkeit der Studentinnen im Allgemeinen und der slowenischen Studentinnen im Besonderen bis 1918 zusammenstellen:

	WS 1897/98	WS 1902/03	WS 1907/08	WS 1913/14	Sloweninnen 1897–1918
Bildungsbürgertum	37,5 %	42,6 %	37,2 %	39,2 %	35,5 %
Mittel- und Klein-bürgertum	18,8 %	22 %	24 %	26,2 %	25,8 %
Besitzbürgertum	6,3 %	11,3 %	15 %	11,7 %	9,7 %
Kaufleute	/	11,3 %	13,2 %	12,3 %	6,5 %
unselbstständige Handwerker und Arbeiter	/	0,7 %	0,9 %	1,7 %	3,2 %
Bauern	/	/	0,3 %	1 %	/
keine Angaben	37,5 %	12,1 %	9,4 %	7,9 %	9,7 %
Studentinnen insgesamt	32	141	341	520	31

57 Marina Tichy: Soziale Herkunft, Elternhaus und Vorbildung der Studentinnen. In: Heindl, Tichy (Hg.): »Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...«, S. 93–107, hier S. 93.

58 Ebd.

59 Cindrič: Študentke s Kranjske na dunajski univerzi (in: *Zgodovinski časopis*), S. 77.

60 Vgl. den Beitrag von Pezdirc Bartol in diesem Band, S. 197–220, hier S. 202.

Der Vergleich zwischen den Studentinnen aus Krain von 1897 bis 1918 und den Wiener Studentinnen⁶¹ für einzelne Jahre zeigt, dass sie sich in keiner Kategorie der Zugehörigkeit zu einer Gesellschaftsklasse wesentlich unterscheiden. Das heißt, dass die slowenischen Studentinnen im Durchschnitt zumeist dem Bildungsbürgertum angehörten; das war nämlich auch diejenige Gesellschaftsschicht, deren Überleben eng mit der Bildung verbunden war. Ebenso ist es nicht überraschend, dass Studentinnen aus Bauernfamilien an der Wiener Alma Mater selten anzutreffen waren und es überhaupt keine Studentinnen aus Krain gab, die aus dem bäuerlichen Umfeld kamen. Das hing auch damit zusammen, dass das Studium verhältnismäßig teuer war,⁶² und man sich dieses erstens nicht leisten konnte und man zweitens für das Bauernleben kein abgeschlossenes Studium brauchte.

Interessant sind ebenfalls die Daten über die Nicht-Angabe des Berufs des Vaters, aufgrund dessen man folgern könnte, welcher Gesellschaftsklasse die Studentin angehörte. Obwohl sich die Prozente mit Ausnahme des Jahres 1897 nicht wesentlich voneinander unterscheiden, muss man sich fragen, warum eine erhebliche Anzahl von Studentinnen (etwa 10 Prozent) den Beruf des Vaters nicht angab. Aus der Analyse kann man den Schluss ziehen, dass die meisten Studentinnen, die den Beruf des Vaters nicht angaben, dies aus zwei Gründen (nicht) taten: Entweder war der Vater verstorben oder sie kamen aus einer Adelsfamilie.⁶³ Selbstverständlich ist es in der absoluten Zahl der Studentinnen auch möglich, dass es für das Fehlen der Angabe über den Beruf des Vaters noch einen dritten Grund gab, doch ist dies anhand der verfügbaren Daten aus den Referenzstudien nicht genau überprüfbar.

Wenn man berücksichtigt, dass fast 60 Prozent der Krainer Studentinnen bis 1918 aus Ljubljana kamen, sieht man, dass der »Laibacher« Durchschnitt tatsächlich weitestgehend dem »Wiener« Durchschnitt entspricht. Es darf jedoch nicht vergessen werden, dass die Wiener Studentinnen aus allen Ecken der Donaumonarchie und auch aus dem Ausland (besonders aus Russland) kamen. Aus diesem Grunde wäre es interessant, den Sozialstatus der Studentinnen in Bezug auf die geografische Herkunft festzustellen. Cindrič stellt einen Vergleich zwischen den Krainer Studentinnen und den Studentinnen aus anderen slowenischen Gebieten auf. Er vergleicht also die auf der Grundlage von geografischem und sprachlichem Maßstab gewonnenen Daten und stellt fest, dass »ein Drittel der Studentinnen aus Eisenbahnerfamilien stammte, ein Viertel aus den Reihen von Landwirten kam und

61 Die Daten werden aus den Studien von Marina Tichy und Alojz Cindrič bezogen.

62 Vgl. Cindrič: Studentke s Kranjske na dunajski univerzi (in: *Zgodovinski časopis*), S. 77.

63 Vgl. ebd., S. 78.

bei einem Sechzehntel die Väter Beamte waren oder andere öffentliche Ämter innehatten.«⁶⁴ Daraus könnte man schließen, dass der Sozialstatus von Studentinnen aus Ljubljana im Durchschnitt doch höher als von Studentinnen aus der Peripherie war, besonders da »mehr als die Hälfte von Studentinnen aus kleineren Ortschaften und Dörfern kam.«⁶⁵ Dasselbe stellt auch Heppner fest, der über Studentinnen aus slowenischen Gebieten an der Universität Graz forschte.⁶⁶

Im Weiteren werden in der vorliegenden Monographie neun paradigmatische Fallbeispiele dargestellt. Die meisten hier behandelten Frauen der Intelligenz kommen aus Ljubljana (3), zwei wurden in Kranj geboren und je eine in Lobnik in Kärnten, Lože bei Vipava, Brežice und Wien. Fünf studierten in Wien, obwohl eine, Ana Mayer Kansky, in Ljubljana promoviert wurde. Helena Stupan studierte in Graz, Ana Štěrba-Böhm in Prag, Zofka Kveder schloss ihr Studium nicht ab und Minka Skabernè nahm kein Universitätsstudium auf. Alle kamen aus bürgerlichen Familien, ihre Väter waren Lehrer, Beamte, Kaufleute, Gastwirte, Ärzte und Grundbesitzer, die das Studium ihrer Töchter finanziell unterstützen konnten, jedoch keineswegs besonders wohlhabend waren. Ausnahmen waren dabei Zofka Kveder, die ab dem Alter von 19 Jahren ihren Lebensunterhalt selbst verdiente, und Ljudmila Poljanec, die bereits blutjung ihren Vater verlor und sich deshalb viel dem heimischen Landgut widmen musste. Gerade die Situation von Zofka Kveder zeigt am deutlichsten, dass die behandelten Frauen beim Studium unabhängig waren und dass sie gemäß ihrer Bildung und ihrem Einfluss den Männern nicht nur gleichwertig waren, sondern stark vom Durchschnitt abwichen. Alle behandelten Frauen der Intelligenz waren auf ihren Fachgebieten oder in einem breiteren gesellschaftlichen Kontext außerordentlich erfolgreich und haben die slowenische Kulturgeschichte bedeutend und unauslöschlich geprägt.

Fazit

Abschließend lässt sich schlussfolgern, dass sich auch Frauen aus dem slowenischen ethnischen Gebiet nur langsam den Weg an die Universität bahnten und dass dieser manchmal steinig war. Wenn man den österreichisch-ungarischen gesellschaftlichen und akademischen Kontext mit spezifischen slowenischen Merkmalen vergleicht, stellt sich schnell heraus, dass es keine grundlegenden

64 Ebd. [übersetzt von V. L.].

65 Ebd. [übersetzt von V. L.].

66 Vgl. Heppner: Studentinnen der Grazer Universität aus den slowenischen Ländern, S. 120.

Unterschiede gibt: Als einzige Besonderheit kann bei den Studenten und Studentinnen aus den slowenischen Gebieten hervorgehoben werden, dass sie bis 1919 nicht in ihrer Muttersprache, sondern auf Deutsch studierten. Wenn sie in den Inskriptionsformularen Slowenisch als Muttersprache angaben, zeugte dies auf eine besondere Art und Weise von ihrer Zugehörigkeit, teilweise auch von ihrem Nationalbewusstsein. Auf jeden Fall handelte sich bei den studierenden Frauen um keine gelangweilten Damen oder Töchter aus der höheren Gesellschaft, sondern in ihrem Studium spiegelt sich das reale Bedürfnis nach einer Ausbildung wider; es ist das Streben nach neuem Wissen und es ist ein Verlangen und der innigste Wunsch dieser Frauen, aktiv in die bürgerliche Gesellschaft des 20. Jahrhunderts einzutreten und mutig die tradierten Muster in der Gesellschaft zu verändern.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Archivquellen

Ljudmila Poljanec: Pismo Ljudmili Prunkovi, Dunaj, 10. November 1908 [Brief an Ljudmila Prunk, Wien, 10. November 1908]. Ms 1906 NUK Rz.

Verwendete Literatur

- Cindrič, Alojz: Študentke s Kranjske na dunajski univerzi 1897–1918 [Studentinnen aus Krain an der Wiener Universität 1897–1918]. In: *Zgodovinski časopis*, Jg. 67 (2013), Nr. 1–2, S. 60–85.
- Cindrič, Alojz: Študentke s Kranjske na dunajski univerzi 1897–1918 [Studentinnen aus Krain an der Wiener Universität 1897–1918]. In: Vincenc Rajšp (Hg.): *Slovenski odnosi z Dunajem skozi čas [Slowenische Beziehungen mit Wien durch die Zeit]*. Dunaj/Wien: Slovenski znanstveni inštitut = Slowenisches Wissenschaftsinstitut; Ljubljana: Založba ZRC, ZRC SAZU: Inštitut za narodnostna vprašanja, 2013, S. 117–144.
- Eiselberg, Anton: Zum medizinischen Studium der Frauen. In: *Dreissig Jahre Frauenstudium in Österreich 1897 bis 1927: Festschrift*. Wien: Festausschuss anlässlich des dreissigjährigen Frauenstudiumjubiläums, 1927, S. 11–12.
- Frommelt, Klaus: *Die Sprachenfrage im österreichischen Unterrichtswesen 1848–1859*. Graz, Köln: Böhlau, 1963.
- Gabrič, Aleš: *Šolanje in znanje na Slovenskem v izživju 20. stoletja [Schulwesen und Wissen in Slowenien vor der Herausforderung des 20. Jahrhunderts]*. Ljubljana: Pedagoški inštitut, 2009.
- Gleispach, Wenzel: Das Rechtsstudium der Frauen. In: *Dreissig Jahre Frauenstudium in Österreich 1897 bis 1927: Festschrift*. Wien: Festausschuss anlässlich des dreissigjährigen Frauenstudiumjubiläums, 1927, S. 9–11.

- Heindl, Waltraud; Tichy, Marina (Hg.): »*Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...*«. *Frauen an der Universität Wien (ab 1897)*. Wien: WUV Universitätsverlag, 1993.
- Heindl, Waltraud: Zur Entwicklung des Frauenstudiums in Österreich. In: Waltraud Heindl, Marina Tichy (Hg.): »*Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...*«. *Frauen an der Universität Wien (ab 1897)*. Wien: WUV Universitätsverlag, 1993, S. 17–26.
- Heindl, Waltraud: Das Nationalitätenproblem in der Donaumonarchie und die Veränderungen nach 1918. In: Waltraud Heindl, Marina Tichy (Hg.): »*Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...*«. *Frauen an der Universität Wien (ab 1897)*. Wien: WUV Universitätsverlag, 1993, S. 109–128.
- Heppner, Harald: Studentinnen der Grazer Universität aus den slowenischen Ländern (1884–1914). In: Alois Kernbauer, Karin Schmidlechner-Lienhart (Hg.): *Frauenstudium und Frauenkarrieren an der Universität Graz*. Graz: Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, 1996, S. 119–121.
- Hollensteiner, Eva: *Frauen an Universitäten: Starke Präsenz des »schwachen« Geschlechts*. Wien: Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, 1990.
- Kernbauer, Alois; Schmidlechner-Lienhart, Karin (Hg.): *Frauenstudium und Frauenkarrieren an der Universität Graz*. Graz: Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, 1996.
- Kramberger, Petra; Samide, Irena: Helena Stupan, geb. Tominišek (1900–1992), die erste slowenische Archäologin und Universitätsdozentin für Neuere deutsche Literatur. In: Petra Kramberger, Irena Samide, Tanja Žigon (Hg.): *Frauen, die studieren, sind gefährlich: Ausgewählte Porträts slowenischer Frauen der Intelligenz*. Ljubljana: ZZFF, 2018, S. 171–191.
- List-Ganser, Berta: Überblick über die Entwicklung des akademischen Frauenstudiums in Österreich. In: *Dreissig Jahre Frauenstudium in Österreich 1897 bis 1927: Festschrift*. Wien: Festausschuss anlässlich des dreissigjährigen Frauenstudiumjubiläums, 1927, S. 26–37.
- Maček, Jože; Kramberger, Petra: Milena Perušek (1893–1978), die erste slowenische Phytopathologin. In: Petra Kramberger, Irena Samide, Tanja Žigon (Hg.): *Frauen, die studieren, sind gefährlich: Ausgewählte Porträts slowenischer Frauen der Intelligenz*. Ljubljana: ZZFF, 2018, S. 87–106.
- Milenković, Marija: Melitta Pivec-Stele (1894–1973). *Zgodovinarica in bibliotekarka, ki je bila »srečna v svojem poklicu«* [Melitta Pivec-Stele (1894–1973). Historikerin und Bibliothekarin, die »in ihrem Beruf glücklich war«]. In: Alenka Šelih et al. (Hg.): *Pozabljena polovica: portreti žensk 19. in 20. stoletja na Slovenskem [Die vergessene Hälfte: Frauenporträts des 19. und 20. Jahrhunderts in Slowenien]*. Ljubljana: Tuma, SAZU, 2007, S. 293–297.
- Möbius, Paul Julius: Geschlecht und Entartung. In: *Beiträge zur Lehre von den Geschlechts-Unterschieden*, Heft 2. Halle, 1903, S. 1–45.
- Molisch, Hans: Das Frauenstudium an der Universität. In: *Dreissig Jahre Frauenstudium in Österreich 1897 bis 1927: Festschrift*. Wien: Festausschuss anlässlich des dreissigjährigen Frauenstudiumjubiläums, 1927, S. 5.

- Perdih, Franc: Ana Šterba-Böhm, geb. Jenko (1885–1936), die erste slowenische Doktorin der Philosophie. In: Petra Kramberger, Irena Samide, Tanja Žigon (Hg.): *Frauen, die studieren, sind gefährlich: Ausgewählte Porträts slowenischer Frauen der Intelligenz*. Ljubljana: ZZFF, 2018, S. 39–55.
- Perdih, Franc: Ana Mayer Kansky (1895–1962), die erste Promovierte an der slowenischen Universität. In: Petra Kramberger, Irena Samide, Tanja Žigon (Hg.): *Frauen, die studieren, sind gefährlich: Ausgewählte Porträts slowenischer Frauen der Intelligenz*. Ljubljana: ZZFF, 2018, S. 107–125.
- Pezdirc Bartol, Mateja: Zofka Kveder (1878–1926), die erste slowenische Berufsschriftstellerin und -publizistin. In: Petra Kramberger, Irena Samide, Tanja Žigon (Hg.): *Frauen, die studieren, sind gefährlich: Ausgewählte Porträts slowenischer Frauen der Intelligenz*. Ljubljana: ZZFF, 2018, S. 197–220.
- Rumpler, Helmut; Seger, Martin: *Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Band IX/2: Soziale Strukturen. Die Gesellschaft der Habsburgermonarchie im Kartenbild. Verwaltungs-, Sozial- und Infrastrukturen. Nach dem Zensus von 1910, IX/2*, Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, 2010.
- Samide, Irena: Ljudmila Poljanec (1874–1948), leidenschaftliche Dichterin und engagierte Lehrerin. In: Petra Kramberger, Irena Samide, Tanja Žigon (Hg.): *Frauen, die studieren, sind gefährlich: Ausgewählte Porträts slowenischer Frauen der Intelligenz*. Ljubljana: ZZFF, 2018, S. 221–242.
- Simon, Gertrud: Vom ersten privaten »Mädchenlyzeum« zum Realgymnasium. In: Alois Kernbauer, Karin Schmidlechner-Lienhart (Hg.): *Frauenstudium und Frauenkarrieren an der Universität Graz*. Graz: Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, 1996, S. 7–17.
- Simon, Gertrud: Mädchen- und Frauenbildung in Österreich zwischen 1774 und 1919 im Überblick. In: Ilse Brehmer, Gertrud Simon (Hg.): *Geschichte der Frauenbildung und Mädchenerziehung in Österreich*. Graz: Leykam, 1997, S. 178–188.
- Stegar, Janez; Žunkovič, Igor: Die Botanikerin Angela Piskernik (1886–1967), die erste slowenische Doktorin der Philosophie an der Wiener Universität. In: Petra Kramberger, Irena Samide, Tanja Žigon (Hg.): *Frauen, die studieren, sind gefährlich: Ausgewählte Porträts slowenischer Frauen der Intelligenz*. Ljubljana: ZZFF, 2018, S. 57–86.
- Stieber, Gabriele: Die Studentinnen an der Universität Graz im Zeitraum 1914–1924. In: Alois Kernbauer, Karin Schmidlechner-Lienhart (Hg.): *Frauenstudium und Frauenkarrieren an der Universität Graz*. Graz: Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, 1996, S. 122–127.
- Testen, Petra: Minka Skabernè (1882–1965), die Gründerin der ersten slowenischen Blindenbücherei. In: Petra Kramberger, Irena Samide, Tanja Žigon (Hg.): *Frauen, die studieren, sind gefährlich: Ausgewählte Porträts slowenischer Frauen der Intelligenz*. Ljubljana: ZZFF, 2018, S. 243–263.

- Tichy, Marina: Die geschlechtliche Un-Ordnung. Facetten des Widerstands gegen das Frauenstudium von 1870 zur Jahrhundertwende. In: Waltraud Heindl, Marina Tichy (Hg.): »*Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...*«. *Frauen an der Universität Wien (ab 1897)*. Wien: WUV Universitätsverlag, 1993, S. 27–48.
- Tichy, Marina: Soziale Herkunft, Elternhaus und Vorbildung der Studentinnen. In: Waltraud Heindl, Marina Tichy (Hg.): »*Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...*«. *Frauen an der Universität Wien (ab 1897)*. Wien: WUV Universitätsverlag, 1993, S. 93–107.
- Tuma, Renate: Studienwahl – Fächerwahl – Studienabschlüsse. In: Waltraud Heindl, Marina Tichy (Hg.): »*Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...*«. *Frauen an der Universität Wien (ab 1897)*. Wien: WUV Universitätsverlag, 1993, S. 79–92.
- Zora, Jg. II, 1896, Nr. 1, S. 32–33.
- Zora, Jg. II, 1896, Nr. 2, S. 67–68.
- Žigon, Tanja: Melitta Pivec-Stelè (1894–1973), die erste Slowenin mit zwei Dokortiteln. In: Petra Kramberger, Irena Samide, Tanja Žigon (Hg.): *Frauen, die studieren, sind gefährlich: Ausgewählte Porträts slowenischer Frauen der Intelligenz*. Ljubljana: ZZFF, 2018, S. 131–170.
- Žigon, Tanja; Almasy, Karin; Lovšin, Andrej: *Vloga in pomen prevajanja učbenikov v 19. stoletju [Die Rolle und Bedeutung des Übersetzens von Schulbüchern im 19. Jahrhundert]*. Ljubljana: ZZFF, 2017.